

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Vorbilder der deutschen Schauspielkunst

Höcker, Gustav

Glogau, [1899]

III. Abenteuer zu Wasser und zu Lande

[urn:nbn:de:bsz:31-37810](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-37810)

milde Hand den Willen des verwahrlosten Knaben gelenkt, und treu bewahrte er in seinem Herzen das Andenken an die einzige Lichtgestalt, welche das Elend seiner Jugendjahre verklärte und ihm Mutter und Schwester zugleich gewesen war.

Nie sollte er Stuarts wiedersehen. Nach geraumer Zeit erst drang das Gerücht zu ihm, daß beide bei einem Schiffbruch umgekommen seien.



III.

Abenteuer zu Wasser und zu Lande.

Wenige Tage nach Stuarts Abreise wurde Schröder an Bord eines Lübecker Schiffs genommen. General von Korff hatte ihm einen Paß ausgestellt. Der Schiffer hatte von Doktor Georgi das Überfahrts-geld und außerdem noch zwanzig Thaler erhalten, die er dem ihm anvertrauten Passagiere am Ziele aushändigen sollte. Von Stuart war Schröder regelmäßig mit Taschengeld versehen worden, wovon er nur selten etwas verausgabte hatte. Dieses Ersparnis erhielt der Schuster theils als Abfindung für die dem Heimatlosen erwiesene Gastfreundschaft, theils als Vorauszahlung für die Bedürfnisse des treuen Türken, den Schröder der besondern Fürsorge seiner bisherigen Wirtskleute empfahl.

Den Pegel hinauf ging die Fahrt nach Pillau und von dort in die weite offene See hinaus. Hatte Schröder auch, trotz seiner Jugend, schon viel erlebt und gesehen, so wirkte doch der Anblick des majestätischen Oceans wie mit Zaubergewalt auf ihn, und das Leben an Bord des Schiffes erschloß ihm eine völlig neue Welt. Er überließ sich nicht müßigen Träumen, sondern legte überall selbst mit Hand an und ließ sich keine Gelegenheit entgehen, wo es galt, das Schiffsvolk an Kühnheit zu übertreffen.

Der Mastkorb, wo ihn zwischen Himmel und Erde die Frühlingsstürme umbrausten, war sein liebster Aufenthalt. In seinem Wagemut setzte er sich wiederholt schweren Lebensgefahren aus. Bei einem tollen Kletterversuche stürzte er von der Höhe des Mastes herab, glücklicherweise jedoch ins Meer, aus welchem die Matrosen ihn wieder auffischten. Das dicke Ende kam nach, denn der Gerettete erhielt eine wohlverdiente Tracht Prügel. Ein andermal ließ er sich bei heftigem Winde im Mastkorbe umherhaukeln. Der Schiffer befahl ihm, herunterzukommen; aber die Bewegungen wurden so heftig, daß er sich nicht getraute, den Rückweg anzutreten, und von zwei Matrosen herabgeholt werden mußte. Dieses Mal trug er zwar keine Schläge davon, aber zerrissene Kleider.

In einer dunkeln, stürmischen Nacht wurde Schröder heftig gegen die Wand seiner Koje geworfen und dadurch sehr unsanft aus dem Schlafe geschreckt. Von oben herab hörte er ein entsetzliches Getümmel, und die Bewegungen des Schiffes waren so ungestüm, daß er Mühe hatte, in die Kleider zu fahren. Auf dem Verdeck wurde er sogleich an die Pumpe gestellt, wo seine beiden einzigen Reisegenossen, ein Schneider- und ein Schuster- geselle, bereits im Schweiß ihres Angesichts arbeiteten. Der zaghafte Schneider sandte ein Stoßgebet nach dem andern gen Himmel; der Schuster wettete und fluchte. Währenddem zankte sich der Schiffer, welcher am Ruder gestanden hatte, mit dem Steuermann herum, der ihm Vorwürfe machte, einen falschen Kurs eingehalten zu haben, was der Schiffer nicht zugeben wollte. Eins aber war sicher: das Schiff saß auf einer Sandbank und wühlte sich immer tiefer darin fest. Der Steuermann behauptete, man müsse nahe dem Lande sein, und sandte wiederholte Rufe durch das Sprachrohr in die Nacht hinaus. Aber es erfolgte keine Antwort. Nun wurde ein Boot ausgesetzt. Das Tau riß jedoch, und das Boot trieb ab.

Als der Morgen heraufdämmerte, erkannte man, daß man sich zwischen Bornholm und Artholmene befand, etwa zweihundert Schritt von der ersteren Insel entfernt. Nun wurde das zweite Boot ausgesetzt, der Steuermann bestieg es mit zwei Matrosen und landete auf Bornholm, wo man das in der Nacht fortgetriebene Boot wiederfand. Da der Wind landeinwärts trieb, so war eine Rückkehr zum Schiffe unmöglich. Der Steuermann hatte jedoch ein Kommunikationstau mitgenommen, und an diesem ließ sich der Schiffer samt seinem Geldkistchen ans Land ziehen. Der Schustergejelle sprang ihm lachend nach, der Schneider wurde von den Matrosen, die an Bord zurückblieben, hinabgestoßen: beide erreichten glücklich die Küste. Mit Schröder verfuhr man etwas glimpflicher. Er hatte sein Bett mit auf die Reise genommen; in dieses wurde er mit verstopften Ohren eingeschnürt, am Tau festgebunden und dann den Wellen preisgegeben. Ganz entkräftet von dem Ansturm der Wogen, landete er. In einer nahe am Strande stehenden, von Fischern bewohnten Hütte trockneten die Schiffsgenossen ihre Kleider und stillten ihren Hunger mit Brot und Fischen. Schröder mußte, wie die übrigen, während der nächsten Nacht auf Stroh schlafen; denn sein Bett war noch ganz naß.

Am nächsten Morgen machte er einen Spaziergang am Strande, wo sich noch mehrere Fischerhütten befanden. Die anderen kehrten inzwischen auf das Schiff zurück, da es der dort verbliebenen Mannschaft gelungen war, dasselbe wieder flott zu machen, und der Sturm etwas nachgelassen hatte. Zu seinem Schrecken erblickte Schröder das Fahrzeug in voller Fahrt auf Artholmene zu, wie damals noch die dänische Inselgruppe Christiansö hieß. Die See ging noch immer hoch, kein Schiffer hätte sich mit seinem Rachen hinausgetraut, auch wenn Schröder in der Lage gewesen wäre, das Wagnis mit Geld aufzuwiegen. Aber er trug keinen Pfennig bei sich, und als er verlangend

seine Hand nach einem Butterbrot ausstreckte, welches er sich von einem alten Weibe erbeten hatte, entriß dieses ihm den Bissen wieder, weil er nicht bezahlen konnte. Er berief sich auf sein Bett, welches ein genügendes Pfandobjekt sei, erhielt aber zur Antwort, daß das Bett sich wieder auf dem Schiffe befinde.

Schröder zweifelte nicht, daß ihn der Lübecker bei ruhigerem Wetter abholen werde; des Hungerns war er gewöhnt, und so setzte er guten Mutes seinen Spaziergang zwischen den Fischerhütten fort. Als er im Sande ein Ruder liegen sah, hob er es auf und balancierte es zum Zeitvertreib auf den Zähnen.

Ein derartiges Kunststück hatten die Fischer noch nie gesehen; sie drängten sich um ihn, und er versprach, ihnen noch größere Wunder zu zeigen, wenn man ihm zu essen gebe. Nachdem man diesem Wunsche bereitwillig nachgekommen war, gab er die erlernten Taschenspielerstückchen zum besten. Er ließ Eier aus einem Hute in den andern tanzen, zerschnitt ein Band und machte es wieder ganz und krönte zuletzt seine Produktion damit, daß er ein Messer verschluckte, um es dann einem seiner erstaunten Zuschauer aus der Nase zu ziehen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem Hexenmeister. Am andern Tage strömte von nah und fern das Fischervolk herbei, dem unser Zauberkünstler gegen ein kleines Entree eine Vorstellung gab. Als ihn der Schiffer nach einigen Tagen von Bornholm abholte, konnte Schröder nicht nur alles bezahlen, was er verzehrt hatte, sondern es blieb ihm sogar ein Überschuß von drei Schillingen. Sein schönes Bett aber hat er nie wiedergesehen.

Am 21. März ging das Schiff in Travemünde vor Anker, und die hochragenden Türme Lübecks grüßten die Reisenden aus der Ferne. Der Schiffer legte die Fahrt nach Lübeck zu Wagen zurück. Schröder sollte vorläufig an Bord bleiben, bis ein Kahn die Trave hinaufgehen werde. Das war unserem jungen Reisen-

den aber zu langweilig; er schloß sich dem Schuster und dem Schneider an, welche den Weg zu Fuß zurücklegten.

In der alten Hansestadt hatte er bald den Tuchladen seines Oheims erfragt. Dort erblickte er einen Mann in Schlafrock und Perücke, der sich mit mehreren Bauern herumzankte. Die Schimpfreden, die sehr reichlich flossen, die bellende Stimme, welche an diese Tonart gewöhnt zu sein schien, machten auf Schröder einen ebenso ungünstigen Eindruck wie die ganze Persönlichkeit des Mannes, der offenbar sein Oheim war, und sein letzter Rest von Mut drohte ihn zu verlassen. Er wagte nicht, den Laden zu betreten, solange noch Leute darin waren, und ging eine Stunde davor auf und ab. Erst als er den Kramherrn allein sah, trat er ein.

„Herr Oheim, ich bin Ihres Bruders Sohn,“ redete er ihn an. Der Tuchhändler maß ihn von oben bis unten. „Meines Bruders Sohn?“ schrie er. „Ein Landstreicher wirst Du sein, ein Spitzbube, der auf eine Gelegenheit lauert, mich zu bestehlen. Ich habe Dich schon lange vor dem Laden herumlungern sehen. Mach, daß Du fortkommst!“

Schröder wiederholte seine Versicherung.

„Hast Du Briefe oder sonstige Papiere, womit Du Dich ausweisen kannst?“ herrschte ihn der Oheim an.

„Ja, aber ich habe sie auf dem Schiffe zurückgelassen,“ sagte Schröder.

Des Oheims Antwort erfolgte prompt. Er warf den vermeintlichen Landstreicher ohne weiteres zur Thür hinaus.

Schröder aber, dem in schlimmen Lagen der Mut wuchs, verfiel auf ein sehr einfaches Mittel, dem ungläubigen Oheim auch ohne Papiere seine Zugehörigkeit zur Familie zu beweisen.

Vor dem Laden stehend, begann er alles, was er über die Verhältnisse der Familie seines Stiefvaters wußte, auszukuramen, daß es jeder Vorübergehende hören konnte. Da in dieser sehr

geläufig vorgetragenen Familiengeschichte sich mancher wundte Punkt befand, welcher für die Deffentlichkeit nicht geeignet war, so sah sich der Oheim sehr bald bewogen, den Schlingel wieder in den Laden hereinzurufen. Von der Echtheit seines Neffen jetzt überzeugt, führte er ihn zur alten Mutter Ackermann, die in der Nähe ein kleines Stübchen bewohnte. Dort ließ er ihn zurück, und die gute alte Frau setzte dem Enkel zu essen und zu trinken vor und bezeugte ihm mit liebevollen Worten ihre großmütterliche Theilnahme. So schien denn der junge Abenteurer in einem ruhigen und sicheren Hafen eingelaufen zu sein. Behaglich fühlte er sich jedoch nicht bei dem Gedanken, auf die Träume von einstigem Künstlerruhm zu verzichten und in den engen Schranken kleinbürgerlichen Erwerbslebens sein Dasein verdämmern zu müssen.

Es war Abend geworden, als der Oheim zurückkehrte. Er hatte den Schiffer gesprochen und die zwanzig Thaler samt Schröders Felleisen empfangen. Als er den Brief seines Bruders las, war er sehr erstaunt, daraus zu ersehen, daß Fritz bei ihm in die Lehre treten sollte. Der Bruder hatte ihm noch keine Silbe davon geschrieben, hatte überhaupt seit Jahr und Tag nichts von sich hören lassen. Vorläufig brachte der Tuchhändler den ihm so unerwartet ins Haus geschneiten Neffen in einer Fuhrmannsherberge unter. Diese blieb Schröders Nachtquartier, während er die Tage meist bei der Großmutter zubrachte, wo er auch aß. Alltäglich mußte er ein Gesangbuchlied auswendig lernen und es der Großmutter auffagen, auch mußte er nach und nach sämtliche Kirchen Lübecks besuchen und ihr durch Beschreibung ihres Innern und Außern den Beweis liefern, daß er auch wirklich dort gewesen sei. Der Oheim ließ sich nur selten sehen. Er zeigte durchaus keine Neigung, Fritz in sein Geschäft aufzunehmen. „Ich kann Dich dort nicht gebrauchen,“ erklärte er, „und Dich umsonst zu füttern, bin ich nicht reich genug, zumal ich selbst für eine große Familie zu sorgen habe.“

Um so angenehmer war der Tuchhändler überrascht, als eines Tages ein Brief von seinem Bruder eintraf, der alle Widersprüche löste. Es war dem Schauspieldirektor gar nicht Ernst gewesen, seinen Stiefsohn, der sich als ein so brauchbares Mitglied der Truppe bewährt hatte und noch mehr für die Zukunft versprach, der Bühne zu entziehen. Er hatte nur gefürchtet, daß Fritz von den Russen keinen Auslaßpaß erhalten werde, wenn er durch preussisches Gebiet reisen sollte. Daher hatte Ackermann die Reiseroute über das neutrale Lübeck gewählt und den Vorwand erfunden, daß sein Stiefsohn dort als Lehrling in das Tuchgeschäft eintreten solle. Es war Ackermanns Wunsch, daß Fritz sich von Lübeck aus sobald wie möglich auf den Weg nach der Schweiz machen solle. Das nötige Reisegeld war dem Briefe beigelegt.

Dem Tuchhändler war ein Stein vom Herzen genommen. Er verschah den ziemlich abgerissenen Neffen mit neuen Kleidern, und nachdem zu Ehren des Scheidenden ein Familienschmaus veranstaltet worden war, verabschiedete sich Fritz von seinen Verwandten leichtern Herzens, als er gekommen. Zunächst reiste er mit der Post nach Lüneburg. Er kam sich jetzt wie ein vornehmer Herr vor und traktierte unterwegs den Schirmmeister und einige Mitpassagiere in freigebiger Weise. Auf der Weiterfahrt machte er hier und da eine längere Rast, je nachdem ihm die Stadt gefiel, und so kam es, daß bei seiner Ankunft in Straßburg seine Reisekasse bis auf einige Thaler zusammengeschmolzen war. Fritz machte sich darüber jedoch keinen Kummer, befand sich doch in seinem Koffer eine Anweisung seines Stiefvaters auf das Bankhaus von der Mühl in Basel. Nun er in Straßburg war, konnte er es kaum erwarten, sich das Münster, das herrliche Denkmal altdeutscher Kunst, anzusehen, das er schon so oft hatte rühmen hören. Nachdem er in der ersten besten Herberge seinen Koffer eingestellt hatte, beeilte er sich, den Wunderbau Meister Erwins

von außen und innen in Augenschein zu nehmen. Noch ganz überwältigt von dem empfangenen Eindruck, wollte er nach seiner Herberge zurückkehren. Aber die suchte er vergeblich. Er hatte sich weder den Namen derselben gemerkt, noch auf die Lage achtgegeben, und bei so vielen Gastwirten er auch Umfrage hielt, keiner wollte sich seiner erinnern oder gar sein Gepäck in Verwahrung genommen haben.

Der Verlust des Koffers mit der Anweisung war ein sehr empfindlicher. Nachdem der junge Reisende im Gasthof „Zum heiligen Geist“ übernachtet und seine bescheidene Zeche bezahlt hatte, blieb ihm für den dreißig Stunden weiten Weg bis Basel nur noch sehr wenig übrig. Zeitig in der Frühe trat er seine Fußwanderung an. Am Nachmittag holte er eine Schar Bauern ein, die mit mehreren Gespannen des Wegs dahinzog. Die Wagen waren leer, nur auf dem letzten lag ein Faß Wein, dem die Bauern fleißig zusprachen. Sie waren ungemein lustig, sangen und johlten und gestatteten dem jungen Wanderer gern, auf dem vordersten Wagen Platz zu nehmen. Er erhielt sogar die Erlaubnis, die Rosse zu lenken. Da es ihm zu langsam ging, so griff er zur Peitsche und versetzte den trägen Tieren einen Hieb. Dieser wurde indes sehr übel aufgenommen: die Pferde machten einen gewaltigen Seitensprung und der Wagen lag im Graben, wobei die Hinterräder über Schröder hinweggingen. Glücklicherweise lag er hohl und erlitt keinen nennenswerten Schaden. Der Wagen wurde wieder aufgerichtet, und die Fahrt ging weiter. Die Zügel wurden dem ungeschickten Kutscher jedoch nicht wieder anvertraut. Er mußte sich auf einen andern Wagen zu den Bauern setzen, die in ihrer Weinlaune immer toller und ausgelassener wurden.

„Vive le roi de Franco!“ schrie einer und leerte seinen frisch gefüllten Becher auf einen Zug.

„A bas le roi de Prusse!“ brüllte ein anderer.

„Kerl, was bist Du für ein Landsmann?“ wandte sich ein dritter an Schröder.

„Ich bin ein Preuße,“ antwortete Schröder stolz. Kaum hatte er das gesagt, als ihm von allen Seiten ins Gesicht gespien wurde. Damit hatten sich aber die elsässer Preußenesser noch nicht genug gethan. Sie verlangten, daß Schröder den König von Preußen beschimpfen solle. Da er dies nicht that, so fielen sie über ihn her, schlugen ihn mit Fäusten und Peitschenstielen, warfen ihn auf die Straße und fuhren davon.

Ein Soldat fand den Mißhandelten im hilflosesten Zustande; er erbarmte sich seiner und trug ihn nach dem nahen Friesenheim in das Haus seiner Mutter. Hier wurde Schröder entkleidet und in ein Bett gelegt. Rücken und Lenden waren mit Schwielen bedeckt, die sorgsam mit Bramtwein gewaschen wurden. Nach dreitägiger Pflege war er so weit hergestellt, um sich wieder weiterzuschleppen zu können. Er gab seinen Pflegern drei kleine Thaler; ein einziger blieb ihm, um einen Weg von vierundzwanzig Stunden zurückzulegen. Er brauchte aber vierzig und übernachtete im Freien, seine geringe Barschaft für Brot und Wein aufsparend.

Mit schwerem Herzen suchte er in Basel das Bankhaus von der Mühl auf. Hier wurde er jedoch freundlich aufgenommen. Man hatte ihn erwartet und setzte in seine Erzählung von dem Verluste des Koffers mit der darin befindlichen Anweisung nicht den leisesten Zweifel. Herr von der Mühl sorgte für seine Unterkunft in den „Drei Mohren,“ zog ihn am anderen Tage sogar zur Tafel und versah ihn mit Reisegeld.

Ohne weitere Abenteuer langte Schröder am 24. April in Solothurn an, wo die Ackermainsche Truppe gerade ihre Vorstellungen gab.

Über zwei Jahre waren vergangen, seitdem Mutter und Sohn einander nicht gesehen hatten. Als dreizehnjähriger Knabe, fast zum Jüngling herangereift, stand Fritz jetzt vor ihr. Sie

erschrak bei seinem Anblick. Noch trug er die Spuren der im Elsaß erlittenen Mißhandlung an sich; seine Kleider waren zerschliffen, die Wäsche schmutzig von der langen, sechsundzwanzigtägigen Reise. Ein vorwurfsvolles Bild der Verwahrlosung, erschien er dem Mutterauge wie der „verlorene Sohn.“ Der Augenblick war so überwältigend, daß sie in leidenschaftliche Thränen ausbrach und sich lange nicht zu fassen wußte, denn ihr Herz war nicht liebeleer.

„Junge, wie siehst Du aus!“ rief Ackermann, als der Stiefsohn sich ihm vorstellte. „Ich hoffe, Du bist ein anderer Mensch geworden.“

„Wenn Hunger und Elend Menschen bilden können, so muß ich vollkommen geworden sein,“ war Schröders bittere Antwort.

Ackermann fühlte den Vorwurf und schwieg. Durch die That kam er dem Wiedergefundenen freundlich entgegen, ließ ihn neu kleiden und suchte ihm in jeder Hinsicht gerecht zu werden.

Noch nach langen Jahren vermochte Schröders Mutter nicht ohne Thränen der Stunde zu gedenken, wo sie aus dem Munde ihres Kindes dessen ganze Leidensgeschichte vernahm. An ihm war schwer gefehlt worden, das konnte sie sich nicht verhehlen, und, wahrlich! ihr Verdienst war es nicht, daß sie den Sohn in körperlicher und geistiger Gesundheit wieder in ihre Arme schließen konnte. Oft versicherte sie ihm später, sie habe an seiner Verwahrlosung keine Schuld gehabt. Allem Anschein nach ist sie nicht Herrin ihres Willens gewesen, sondern hat unter einem Drucke von außen gestanden. Ob dieser von ihrem Manne ausging oder von der ränkesüchtigen Demoiselle Hoffmann, die bei Schröders Ankomst noch immer ihren Platz behauptete, oder ob beide, Ackermann und die Souffleuse, vereint den guten Absichten der Mutter entgegengewirkt hatten, darüber sprach sich die letztere nie aus, und Schröder war zartfühlend genug, sie nicht zur Aufklärung zu drängen.

